zahl neuer Soldatenlieder entstanden, wobei bekannte Volkslieder oft nur durch kleine Umgestaltungen abgeändert wurden. Ferner wurden auf landläufige Melodien neue Strophen gedichtet, wie beispielsweise das folgende Vaterlandslied (nach der Weise „Ich hatt' einen Kameraden" zu singen) zeigt:

„Es hüete—n—a dr Grenze vil vil Soldate jetz
Im Süde, Oste, Norde, im Weschte, allen Orte.
Mi liebi, schöni Schwoz.

Wenn da die Dütsche chäme, Italiener äne für,
Oestricher und Franzose, die chönte do no lose:
Euch lömer nit derdür.

Kanone dätid brüela mit fester Donnerstimm,
Und Säbel däte blitze, Gwehr-Chugle würre sprütze.
D' Soldate rüehte nümm.

Bis da der letscht Binetstropfe fürs Länbli wäri gäh.
Ob liebe Gott, laß walte, daß d' Schwoz üs blieb erhalte.
Daß sie kei Chrieg mües gseh!"

Vielfach macht sich Witz und Humor geltend, so in folgender Arrestdichtung: „E Haarwüsch im Spatz (Soldatenkost), im Arrest kei Schatz, im Spiel kei Trümpf, im Winter kei Strümpf, mit g'trinke im Quartier und en dumme Offizier, das säg i ganz frei, daß es zum Tüfelhole sei!" Mannschaftsräume tragen etwa am Eingang die Aufschrift: „Villa Durzug, Gasthof zur Flöhburg, Hotel zur gestörten Nachtruhe."

Damit sind wir bei der neu entstandenen Soldatensprache angelangt. Die Zahl der soldatischen Ausdrücke hat sich seit der Grenzbesetzung so gewaltig vermehrt, daß man mit Fug und Recht von einer Soldatensprache reden kann. Was da der Soldatenwitz geschaffen hat, mögen folgende Stichproben veranschaulichen: Die Infanteristen heißen Infanterieigel, die Pioniere Mulwürf oder Feldmuser, die Radfahrer Havasreiter. (Von dem französischen Depeschen-Bureau Havas.) Ihr größtes Pech ist, wenn ihre Gummimähre (das Rad) Plattfüße hat. Die Bäcker tragen die Bezeichnung Teigaff, die Sanitäter Seeletöter oder Lichewagekonduktör. Der Unteroffizier erfreut sich des Namens Hundebrezitör, der Feldwebel wird Feldvertramper genannt, der Quartiermeister Konservehäuptling. Den Offizier nennt man Säbelrassler, den Leutnant Schnaltzpurmajor, den Major Vorarbeiter, den Oberstleutnant Regimentstiger, den Divisionär Bahnhofvorstand. Drollig sind die Bezeichnungen für verschiedene Teile der Ausrüstung. Da heißt das Käppi Bundeszylinder oder Jaßbrett (weil oft darauf Jaß (Kartenspiel) gespielt wird); der Tornister heißt Aff, s'ähänglich Köfferli, der Geschirrlikaste, Genickstarrbazille, Schweißkaste oder Schwiegermutter. Das Gewehr trägt den Namen Schießprügel, das Bajonett heißt Zahnstocher; das gefürchtete Gewehrgriffüben heißt s'täglich Brot; das Strafexerzieren wird Maskenball genannt; das Arrestlokal nennt man Ferienkolonie oder Anmeldestube für Arbeitslose, das Krankenzimmer Simuliersalon; der Soldtag ist unter dem Namen Mariahilf bekannt . . .

Bunte Zeitung.

Hoch die deutsche Sprache! Im Starnberger Bahnhof in München ist eine Verordnung angeschlagen, die besagt, daß man zum Lösen der Fahrkarten mit abgezähltem Gelde antreten solle, um das Wechseln, das die Arbeit der „Schalteristen" und „Schalteristinnen" unnötig erschwere, zu vermeiden. „Der Schuldigist für diesen Mist ist sicher kein Stilist, sondern ein im Deutschismus schlecht beschlagener Eisenbahnist", bemerkt dazu der bekannte „Zwiebelfischist" Hans von Weber.

● **Erdbeben auf Formosa.** Einem in Kopenhagen eingetroffenen Telegramm zufolge wurde Formosa von heftigen Erdbeben betroffen, wobei über 1000 Häuser einstürzten und etwa 800 Personen umkamen.

○ **Der Oberhofmarschall als Lebensretter.** Der Oberhofmarschall v. Rantzau in Schwerin rettete einen Schulknaben und einen Diener der Kronprinzessin, die auf dem dürren Eise des Burgsees eingebrochen waren, vom Tode des Ertrinkens.

○ **Erhaltung des Dannewerks.** Der berühmte frühere dänische Grenzwall „Dannewerk", der sich nördlich der Eider vom Dorfe Ellingstedt bis Busdorf, südlich der Stadt Schleswig, hinzieht, soll als kriegsgeschichtliches Wahrzeichen für immer erhalten bleiben. Die deutschen Heere eroberten den heute noch etwa 17 Kilometer langen und bis 16 Meter hohen Verteidigungswall viermal, zuletzt am 6. Februar 1864, nachdem die Dänen 15 Jahre lang an den neuen Befestigungen der für unüberwindlich gehaltenen Wallanlagen gearbeitet hatten.

○ **Der Raubanfall auf den Bahnpostwagen.** Dieser Tage hatten Räuber mit vorgehaltenen Revolvern auf dem Bahnhof Schoppinitz (Regierungsbezirk Oppeln) aus einem Bahnpostwagen eine Geldkiste mit 18000 Mark entwendet. Als Täter sind jetzt sieben jugendliche Burschen verhaftet worden; von dem gestohlenen Gelde fand man 17000 Mark in der Wohnung eines Schuhmachers im Schornstein versteckt.

○ **Der vergehrte Quark.** Einen nicht erwarteten Erfolg hatte ein Handelsmann in Gerlachsheim, Kreis Lauban, mit einer Anzeige in einer Zeitung. Auf das Angebot, daß er wöchentlich mehrere Tonnen Quark abzugeben habe, gingen ihm über vierzig Telegramme, teils mit telegraphischen Geldanweisungen, zu. Den Telegrammen folgten über hundert Eilbriefe und fast 200 einfache schriftliche Anfragen.

○ **Goldbergbau in Süddeutschland.** Eine süddeutsche Gold- und Silberbergwerksgesellschaft m. b. H. wurde in Pforzheim gegründet; sie will die Bergwerksrechte für die Württembergische Mutung „Frieda" (200 Hektar) erwerben und die praktische Gewinnung von Gold, Silber und Kupfer durch bergmännischen Abbau aus den Gesteinen des Mutungsfeldes durchführen.

● **Die größte Stadt der Welt.** Nach einer Statistik der Newyorker Handelskammer hat Newyork London als größte Stadt der Welt überholt. Es hatte beim Jahreswechsel 1916/17 eine Bevölkerungsziffer von 7½ Millionen Einwohnern erreicht. Einen Rekord weist die Bautätigkeit der Stadt auf: durchschnittlich wird in jeder Viertelstunde ein neues Haus hergestellt. Newyork hat jetzt 38 000 Fabriken, 250 Theater, 106 Krankenhäuser, 553 Schulen und 198 Parks.

Von der deutschen Frau im Kriege entwirft ein Amerikaner, der während des Krieges zehn Monate in Deutschland gelebt haben will, in der „Times" ein Bild, das neben mancherlei Wahrem recht viel Falsches und zwar absichtlich Gefälschtes sehen läßt. „An der kraftvollen Arbeit der ganzen Nation", schreibt Curtin, „nehmen auch die Frauen regen Anteil. In den Häusern wird fast nur noch genäht und gestrickt. Die Geschäftsmädchen nähen und stricken in den Geschäftspausen, wenn sie auf Kundschaft warten. Die Frauen stricken in den Straßenbahnen, in den Bahnzügen, ja sogar in den Theatern und in den Kirchen. Die Damen tragen nicht mehr elegante Moden zur Schau: auch die Kleidung ist „auf höheren Befehl" einfach geworden. Die Frauen, die in den Fabriken arbeiten — und es sind ihrer Millionen — — tragen alle eine Schürze von gleichem Schnitt. Ebenso verachtet, wie sie einst bewundert waren, sind die Pariser Moden. Eine Holländerin, die sich in einer Gesellschaft deutscher Damen befand, drückte ihre Bewunderung für gewisse Seiten des englischen Frauenlebens aus. Die deutschen Damen waren aufs höchste entrüstet, und die arme Holländerin, die nur gesagt hatte, daß das Tennisspiel ein hübscher Zeitvertreib für junge Mädchen wäre, wurde so heruntergemacht, daß sie zu weinen anfing. Eine deutsch-amerikanische Dame, die sich in einer Gesellschaft in Hamburg weigerte, das berühmte „Gott strafe England!" mitzumachen (!), verlor ihren ganzen Bekanntenkreis und wurde von niemand mehr eingeladen . . . „Wer dem braven „Neutralen" das alles wohl aufgebunden haben mag? . . .

Weibliche Leutnants in Frankreich. Der Hygieneausschuß des französischen Parlaments ersuchte kürzlich die Regierung, die älteren Semester unter den weiblichen Studierenden der Medizin, die sich bereit erklären, in den Lazaretten an der Front Dienste zu tun, den männlichen Studierenden der Medizin gleichzustellen. Da die männlichen Studierenden, wenn sie als Hilfsärzte einberufen werden, Leutnantsrang und Leutnantssold erhalten, müßten auch die weiblichen Studierenden im gleichen Falle zu Leutnants befördert werden; sie würden dann die Leutnantsabzeichen an ihrer Kopfbedeckung oder auf der Brust tragen. Bei der Regierung scheint aber der Wunsch des parlamentarischen Ausschusses keinen Widerhall gefunden zu haben: die in Frage kommenden staatlichen Stellen haben ihn mit einem Lächeln, das galant sein sollte, aber auch als ironisch gedeutet werden konnte, zurückgewiesen.

Mondscheinpensionen. Man weiß, daß die „Lichtstadt" Paris seit längerer Zeit an den Abenden so gut wie lichtlos ist — teils dieserhalb, teils außerdem. Einem Kenner der Kulturgeschichte gibt das Veranlassung, an eine andere „dunkle Zeit" und an die sogenannten Mondscheinpensionen, die damit in Zusammenhang standen, zu erinnern. Bis zum Jahre 1774 wurden dem Unternehmer, der die Beleuchtung der Pariser Straßen in Pacht genommen hatte, von der Stadtverwaltung für die Tage, an welchen der Mond am Himmel stehen sollte, bestimmte Abzüge gemacht. Das war eine so merkwürdige Sache, daß in einem Lustspiel jener Zeit eine Person witzelnd sagte: „Der Mond rechnete auf die Straßenlaternen, die Laternen zählten auf den Mond; es gibt nun weder Laternen noch Mondschein, und klar sieht man nur, daß man nichts sieht." Die Stadtverwaltung legte die Abzüge, die sie dem Unternehmer machte, zinstragend an und bildete aus dem Ertrage einen Pensionsfonds, aus dem die sogenannten „Mondscheinpensionen" gezahlt wurden. Dem seltsamen Geschäft machte erst der Polizeipräfekt Lenoir ein Ende; unter seiner Herrschaft wurde die Stadt zu jeder Zeit, auch wenn Mondschein im Kalender stand, beleuchtet, und die Mondscheinpensionäre verloren ihr schönes Einkommen.

Mackensen als Dichter. Daß dem Generalfeldmarschall v. Mackensen bei all den Kriegswirren der Sinn für Humor noch nicht verlorengegangen ist, erhellt aus einem Gedicht, das er dieser Tage auf eine an ihn gerichtete Anfrage, ob er nach beendetem Feldzuge wieder nach Danzig zurückkehren werde, einem Danziger Blatte übersandt hat. Das Gedicht lautet:

Der Herr Poguttke fragt mich an,
Ob ich tät treu verbleiben
Dem alten Danzig. An den Mann
Muß ich denn doch mal schreiben:
Ja, ahnen Sie nicht, Herr Rentier,
Wohin ich rastlos reite,
Wofür in Kälte, Regen, Schnee
Ich unentwegt hier streite?
Doch nur allein, um möglichst schnell
— Sobald es geht in Ehren —
Nach Friedensschlusse auf der Stell'
Nach Danzig heimzukehren!
Und sollte jemand Zweifel noch
An meiner Treue hegen,
So sagen Sie ihm, bitte, doch
— Recht „deutlich" meinetwegen —:
Der Feldmarschall in Bukarest
Ist Danziger geblieben,
Gehört zu uns, in Treue fest,
Er hat mir's selbst geschrieben.

Auch ein Längenrekord. In einem Regensburger Blatte stand kürzlich ein Wort, das wohl so ziemlich den Längenrekord unserer deutschen Wörter darstellt; es lautete (man gehe beim Lesen sparsam mit dem Atem um): Kriegslebensmittelverforgungshauptstellendirektionsgemeindebevollmächtigter!

Die letzte Prophezeiung der Madame de Thèbes. Wie der „Figaro" mitteilt, hat die dieser Tage verstorbene französische „Wahrsagerin" Madame de Thèbes noch wenige Tage vor ihrem Tode ihren neuen, mit allerlei Prophezeiungen gefüllten Almanach erscheinen lassen. Sie pflegte periodisch die Ereignisse des „Astraljahres", das am 20. März endet, zu verkünden. Das Jahr 1916/17 war ihr „schwarz und rot auf Goldgrund" erschienen; was sie mit dem „Goldgrund" meinte, wird wohl nur sie selbst gewußt haben; vielleicht verstand sie darunter das Gold, das die Amerikaner den Alliierten zur Kriegführung vorschießen. Nach ihrer Vision sollte der Krieg im Frühling dieses Jahres zu Ende gehen. Da sie inzwischen ins Jenseits gepilgert ist, wird man sie nicht mehr zur Verantwortung ziehen können, wenn ihre Prophezeiung sich als falsch erweisen sollte.

Nur 26 Farben! Einen eigenartigen Notschrei erläßt die Vereinigung deutscher Damenhutfabrikanten in einem Rundschreiben an ihre Mitglieder. Sie klagt, daß die Schwierigkeiten in der Beschaffung von Chemikalien und Farbstoffen die Färbereien zwängen, die Zahl der Farben der diesjährigen Farbkarte auf das notwendigste Maß zu beschränken. Es könnten deshalb „leider" nur folgende Farben für Damenhüte verwendet werden: Bast, Creme, Flachs, Rosa, Schiras, Malve, Bisam, Orient, Salome, Zinn, Metall, Punta, Marine, Torpedo, Äther, Pilot, Stahl, Granit, Lava, Lorbeer, Thor, Gneis, Kamelia, Neger, Mohn und Most. Das sind immerhin noch 26 Farben — und was für welche! Es ist auf's innigste zu wünschen, daß, wie auf anderen Gebieten, deutscher Erfindungsgeist auch hier Rat schaffen und trotz der beklagenswerten Farbenknappheit „schicke" Hutmodelle herstellen möge. Für manche Leute scheint wirklich noch lange nicht genug Krieg da zu sein.

Ungleiche Naturen.

Roman von B. Corony. 43

„Was fehlt Dir denn eigentlich?" fragte dieser endlich geradezu. „Mit Dir ist eine ganz merkwürdige Veränderung vorgegangen, über welche sich alle Deine Bekannten wundern.

Du, sonst der lustigste und tollste unter uns, scheinst wie umgewandelt. Ist Dir etwas Aergerliches widerfahren? Handelt es sich um fatale, dienstliche Angelegenheiten oder um andere momentane Kalamitäten? Wenn ich Dir vielleicht helfen kann, dann verfüge über mich, wie ich vorkommenden Falles über Dich verfügen würde."

„Nichts von dem allem."

„Rede offen."

„Laß nur gut sein! Wenn ich in der Lage wäre, Deine Freundlichkeit auf die Probe stellen zu müssen, so würde ich es tun. Aber das ist wirklich und wahrhaftig nicht der Fall."

„Häuslicher Kummer drückt Dich doch wohl auch nicht. Wie wäre das möglich, da Du nach Deinem Herzen gewählt und eine reizende begüterte Frau heimgeführt hast."

Daß bei diesen Worten ein spöttischer Zug um Guidos Lippen spielte, entging Raden, der in sein Glas stierte, ohne es an den Mund zu heben.

„Ja, Juliane ist ein lieber, herziger Schatz," erwiderte er endlich, „aber sie paßt nicht so recht in unser kleines S . . ."

„Weißt Du das erst jetzt? Darüber mußt Du Dich eben hinaussetzen."

„Hast Du es also auch schon bemerkt?"

„Daß die Gräfin den Neid und Aerger unserer Damen erregt und sogar bei einer hohen Persönlichkeit, deren Namen ich nicht gern nennen möchte, weil die Wände zuweilen Ohren haben, übel angeschrieben ist? Ja, das konnte mir allerdings nicht entgehen. Man verzeiht es eben einer schönen Frau nur schwer, wenn sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht."

„Ich heiße ebenfalls nicht gut, daß von meiner Frau mehr gesprochen wird, als nötig ist."

„Aber Liebster, Bester, kannst Du es denn ändern?"

„Der Prinz stellte Juliane bloß, indem er sie bei jeder Gelegenheit in auffallender Weise auszeichnet."

„Ich bitte Dich, sieh diese harmlosen Galanterien nicht kritisch, sondern mit dem Blick eines Weltmannes an," wandte der Assessor lachend ein, indem er die Zigarre vorsichtig in die vor ihm stehende versilberte Schale fallen ließ. „Du hast eine Frau gewählt, die nicht, wie die meisten unserer jungen Mädchen, gleichsam unter der Glasglocke aufgewachsen ist, sondern fast noch als Kind ein Stück Welt und Leben kennen lernte, und kannst es nun nicht ertragen, daß sie gefällt und — gefallen will. Prinz Albert ist vor allem Musikenthusiast und hat sich schon lange nach einer gleich gestimmten Seele in dieser Beziehung gesehnt. Nun findet er da plötzlich eine reizende Kunstenthusiastin, unterhält sich natürlich gern mit ihr und ergreift jede Gelegenheit, sie mit seinen Aufmerksamkeiten zu überschütten. Welche Frau würde sich nicht dadurch geschmeichelt fühlen? Uebrigens ist die Gräfin viel zu klug, um seine Huldigungen für mehr zu nehmen, als für flüchtigen Sonnenschein."

„Ich kann es nicht sehen, nach hören, wenn sie mit ihm lacht, scherzt, tanzt."

„Wie willst Du das hindern, da Deine Frau in hohen Kreisen empfangen wird und der Prinz, wenn ich recht berichtet bin, auch zuweilen bei Sennora dell' Ara vorfährt?"

„Spricht man darüber auch schon?"

„Mein Gott, gerade so gut, wie über hunderterlei andere Dinge. Was schadet es? Willst Du Deine interessante junge Frau unsicher machen durch dumme Eifersüchteleien? Willst Du ihr zu verstehen geben, daß Du den Prinzen fürchtest? Daß Du ihn für einen schönen Mann, für einen vollendeteren Kavalier, für einen geistvolleren Gesellschafter hältst, als Dich selber? Das wäre ungeschickt, wäre das sicherste Mittel, Dir zu schaden. Setze Dich in den Augen Deiner Frau herab und sie läßt Dich fallen. So sind nun einmal die Evatöchter."

„Du müßtest nun doch gerade am besten wissen, daß nicht alle so sind. Deine Schwester liefert den Gegenbeweis."

„Keine Regel ohne Ausnahme, lieber Freund. Johanna gehört eben zu den ganz besonderen Naturen. Ob ich ihr dazu gratulieren darf, scheint mir zweifelhaft. Sie ist sehr einsam aufgewachsen, blickt mit einer gewissen Verachtung auf das herab, was anderen von höchster Wichtigkeit scheint, nimmt alles meiner Ansicht nach viel zu ernst, ist heißblütig, wird aber dabei doch von ihrem Stolz regiert, der sich freilich unter Umständen gar so weit verirren könnte, der ganzen Welt zu trotzen. Solche Frauen sind dazu geschaffen, unglücklich zu werden oder — unglücklich zu machen. Das eine wäre eben so schlimm wie das andere und deshalb gereicht es mir zur besonderen Genugtuung und Beruhigung, daß ich das Mädchen bald unter sicherem Schutz wissen werde."

„Wieso?"

„Baron Nordfolk bewirbt sich um Johanna. Er ist viel älter, als sie, aber ein Mann von ungewöhnlicher, geistiger Bedeutung, ein Diplomat, der rasch Karriere gemacht hat und wenn nicht alles täuscht, hoch steigen wird. Er besitzt auch großen Reichtum, führt ein glänzendes Haus in B . . . und sichert meiner Schwester eine Zukunft, um welche sie allseitig beneidet werden dürfte. Siehst Du, das ist ein Mann, der kein reizendes, pikantes Weibchen, kein allerliebstes Spielzeug verlangt, sondern eine Frau, welche seine Interessen zu den ihrigen macht und deren Ehrgeiz dem seinigen gleichkommt."

Tief erblaßt starrte ihn Raden an.

„Deine Schwester ist Braut? Davon wußte ja noch niemand etwas."

„Braut? Nein! So schnell entschließt sie sich nicht. Aber sie wird ihre Einwilligung geben."

„Weil Ihr sie dazu zwingt."

„Ha, ha, ha! Was fällt Dir ein? Du mußt Johanna sehr wenig kennen, wenn Du voraussetzest, daß sie sich zu irgend etwas zwingen läßt. Die hat ihren Kopf, mein Lieber, die hat wahrhaftig ihren Kopf und ihren eigenen Willen. Aber sie wird nachgeben, wird klug genug sein, sich zuzurufen: Jetzt kannst Du das Feld betreten, auf dem Dir vorbehalten ist, eine Rolle zu spielen, und wo Dir in Ermangelung des Glückes der strahlende Stern irdischer Größe aufgeht."

„Warum sollte sie sich das sagen? Sie ist ja so jung und schön und hat den vollsten Anspruch darauf, im wahren Sinne des Wortes glücklich zu werden," entgegnete Horst, leerte sein Glas rasch und stützte die Stirn in beide Hände.

„Den hat sie wohl, aber —"

„Was?"

„Der Assessor zuckte mit den Achseln. Unnötig, darüber zu reden und auch ungart und unerlaubt. Meine Schwester handelt nach ihrem Ermessen und findet das richtige, dessen bin ich gewiß."

(28.)